



Luis Schultes, geboren in Unterthingau, Jahrgang 1930, verstorben 2018

Ich bin ein Kind der Liebe, denn meine Eltern haben erst 1936 geheiratet, hier in Lindenberg. Man kann also sagen, eine ausgesprochene Frühgeburt. Mein Großvater ist 1934 von Unterthingau hierher gezogen und hat die Gastwirtschaft im Dorf Ried übernommen.

Einmal habe ich 24 Tatzen bekommen

Ich bin dann automatisch 1936 eingeschult worden. Der Schulweg war ziemlich lang und von einem Schneepflug war in der Zeit von 1936 bis 44 keine Rede. Man musste im Schnee waten. Die Schneemengen waren im Vergleich zu heute ganz erheblich. Allein der Winter 1962/1963 konnte damit in Konkurrenz treten, als der Bodensee zugefroren war. Im ersten und im zweiten Schuljahr hatten wir den Lehrer Hans Kapfer. Er wohnte in dem Haus neben der Bäckerei Holderied, heute im Besitz der Senioren der Bäckersfamilie Holderied. Er war natürlich in der Partei.

Was mich in meiner Schulzeit beeindruckt hat, war z.B., dass ich von meinem Lehrer namens Wenninger auf einen Schlag 24 Tatzen bekommen habe, weil ich die Rechnungsarten nicht begriffen habe. Ich muss aber gestehen, nach den 24 Tatzen war ich genauso schlau wie vorher.

Am 1. September 39 begann der Zweite Weltkrieg und er machte sich sofort im öffentlichen Leben bemerkbar. Wir hatten dann im vierten, fünften und sechsten Schuljahr Lehrerinnen. Im fünften Schuljahr waren Buben und Mädchen in einem Raum zusammen. Die Lehrerin

Berta Haug musste also über 60 Schüler betreuen. Wir hatten dann ein Fräulein Kalb und ein Fräulein Winkler und im siebten und achten Schuljahr den bekannten Lehrer Bruno Schäffler. Er ist dann nach dem Krieg Rektor geworden und war mein Lieblingslehrer. Ich war gut im Zeichnen und Malen, da hatte ich natürlich automatisch eine Eins. Wir durften bei ihm noch 1944, und das war ja schon ein Mangeljahr, Segelschiffe aus Holz bauen. Sie waren so um die 50 cm lang, wassertüchtig und konnten im Waldsee schwimmen. Die Mädchen fertigten die Takelage an und wir machten das übrige.

Eine Abschlussfeier im heutigen Sinn gab es nicht. Man versammelte sich bei einem minderwertigen Sprudel im Café Herberger, dazu gab es noch ein Stück Brot und die Sache war erledigt. Man war sehr bescheiden, aber Einschränkungen während der Kriegszeit kannten wir eigentlich nicht. Die Schule war immer beheizt, wir hatten einen Hausmeister. Ich war ein ausgezeichnete Knochensammler, ich wohnte ja im Dorf Ried und kannte die Schwestern im Lazarett Ried gut. Die gaben mir immer aus der Küche ein paar Knochen mit, woraus man dann in der Knochenmühle in Riedhirsch Seife angefertigt hat oder auch Kunstdünger. Übrigens gibt es in Goßholz ja immer noch die Mühle, im Volksmund Knochenmühle genannt.

Und dann begann mein Arbeitsleben in der Hutfabrik Gebrüder Wiedemann

Im April 1944 wurde ich aus der Schule entlassen. Und dann begann mein Arbeitsleben in der Hutfabrik Gebrüder Wiedemann. Zu dieser Zeit war der Fabrikhaber gar nicht besonders am Verkauf der Hüte interessiert, weil man mit dem Erlös eigentlich gar nichts anfangen konnte. Man hat mehr oder weniger auf Lager arbeiten lassen in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Ein Novum war: Aus einer Hutfabrik aus Frankfurt an der Oder hat man kaputte Woll-Stumpfen bezogen, die man zu Kinderhüten verarbeitet hat. Die Löcher wurden kurzerhand von innen heraus mit schwarzem Ripsband zugedeckt, um den Absatz brauchte man sich gar nicht zu kümmern, der war einfach da. Die Belegschaft war damals vollkommen zusammengeschrumpft: In der Werkstatt waren drei ältere Männer und zwei Hutnäherinnen da und noch der Buchhalter. Meine Frau war der Oberstift und ich der Unterstift. Die Mädchen mussten nach der Schule, also mit 14 Jahren, ein sogenanntes Pflichtjahr absolvieren. Die Lehre begann für sie erst mit dem 15. Lebensjahr.

Man konnte sich damals nicht aussuchen, wo man als Lehrling hin wollte, sondern wurde eingeteilt. Meine spätere Frau kam ins Schreibwarengeschäft Buhmann nach Scheidegg. Ich machte eine kaufmännische Lehre, hatte also mit der Hut-Produktion direkt nichts zu tun. Die Lindenberger Hut-Industrie war in gewisser Hinsicht geradezu ideal zur Beschäftigung von Menschen. Eine Fließbandfertigung, wie man sich das heute vorstellt, gab es damals nicht. Die Vielzahl von Formen bei den Damenhüten ließ eine solche Fertigung einfach nicht zu. Auch das war besonders, dass Männer und Frauen zusammen in einer Fabrik beschäftigt waren.

Die Herstellung von Strohhüten wie auch die Herstellung der Filzhüte nach dem Krieg war sehr arbeitsintensiv. Von der Wolle bis zum fertigen Hut waren es nicht weniger als 35 Arbeitsschritte. In den Hutfabriken waren etwas mehr Frauen als Männer beschäftigt, die ja vor allem für die grobe Arbeit zuständig waren.

Den Wollstumpfen musste man über eine Holzform ziehen und das war eine ungesunde Arbeit, denn er wurde vorher in einen Dampfkessel gelegt, damit er sich leichter bearbeiten ließ. Der Stumpfen war also nicht nur klatschnass, sondern auch sehr heiß.

Frauenarbeit war z.B. das Bichonieren. Nach der Arbeit des Hutziehers wurde der Wollhut mangels einer Bichoniermaschine mit rotierenden Rollen von Hand gereinigt und so bearbeitet, dass er glatt und glänzend war und der überschüssige Rand wurde abgeschnitten. Dann kam er schon in die Presse, wo mit einem umgekehrten Aluminiummodell des Hutes unter hohem Druck und Hitze die endgültige Form hergestellt wurde. Danach ging es bereits um das Garnieren der Hüte, was wieder Frauenarbeit war. Weil die Garnituren sehr vielseitig waren, konnte natürlich auch hier von einer Fließbandarbeit keine Rede sein. Hier waren Handarbeit und die Kreativität von Frauen gefragt.

Vor dem Krieg war die Spezialität der Firma Wiedemann das Herstellen von Strohhüten in Trachtenform. Vor allem nach dem Anschluss von Österreich gingen die Geschäfte sehr gut – genauer gesagt bis zum 1. September 1939.

Nach dem Krieg griff die hutlose Mode immer mehr um sich. Ich weiß nicht, war es die Amerikanisierung? Strohhüte waren überhaupt nicht mehr gefragt. Also musste man die Produktion auf Filzhüte umstellen, die bei der Firma Gebrüder Wiedemann bis 1968 lief. 1976 wurde bereits die Firma Aurel Huber abgebrochen, 1985 die Firma Severin Keller. 1996 folgte Friedrich Rasch – das Gebäude gibt es heute gar nicht mehr – und ein Jahr später die Firma Ottmar Reich. Ab 1975 ging es einfach bergab mit der Hutindustrie. Die einzige Firma, der es heute noch sehr gut geht, ist die Firma Seeberger in Weiler. Sie hat es verstanden, alle Krisen zu überwinden. Mayser hat dagegen auf die Produktion von Schaumstoffen und Verformungstechnik umgestellt. Die Hüte, die Mayser verkauft, werden seit 2010 in der Slowakei gefertigt, aber immerhin noch in Lindenberg entworfen.

Rückblickend kann man sagen, dass die Frauen mehr gearbeitet haben als die Männer
Viele Frauen waren ganztägig in der Fabrik beschäftigt. Abends bereiteten sie schon das Mittagessen für den nächsten Tag vor. Um 11:30 Uhr gingen die meisten nach Hause, um das vorbereitete Essen aufzuwärmen. Schließlich waren auch Kinder da, die hungrig von der Schule nach Hause kamen. Und um 13:30 Uhr waren die Frauen schon wieder in der Fabrik.

Es gab zwar viele Heimarbeiterinnen, aber eine tüchtige Heimarbeiterin konnte niemals das verdienen, was in der Fabrik in zehn oder mehr Stunden Arbeit gezahlt wurde. Trotzdem war es nötig und man war froh, wenn die Frau ein Zubrot verdienen konnte. Die Zahl der Kinder war natürlich etwas höher als heute. Kam vor dem Krieg ein Mann auf einen Stundenlohn von etwa 65 Pfennigen, so ging es nach dem Krieg nur noch mühsam nach oben. Damals musste man bereits mehr als die Hälfte des ausgezahlten Nettolohns für die Nahrung hinlegen, hinzu kamen noch die Miete und etliche Nebenkosten.

Viele Arbeiter legten den Weg zur Hutfabrik zu Fuß zurück

Ich kann mich erinnern an einen Josef Huber, der in Harbatshofen wohnte und den Weg von Harbatshofen nach Lindenberg und zurück täglich zu Fuß ging. Er hätte zwar auch die Bahn nehmen können, aber das kostete Geld.

Eine Geschichte, die sich zur Faschingszeit bei der Firma Wiedemann zugetragen hat: Ein junger Mann wohnte im Ortsteil Weiher. Ein Faschingsball ging bis weit in die Nacht hinein und so beschloss er, nicht mehr heim zu laufen, sondern sich gleich zur Arbeitsstätte zu begeben. Eigentlich war es seine Aufgabe als Heizer, für erträgliche Raumtemperaturen in der Fabrik zu sorgen. Er begann also, Feuer im Kamin zu machen und den Heizkessel in Schwung zu bringen. Er schlief aber schon während der Vorarbeiten ein und fiel in einen

großen Haufen voller Sägespäne. Als in der Früh die ersten Arbeiter auftauchten, kam es ihnen komisch vor, dass das Haus kalt und von dem Heizer keine Spur zu sehen war. Da sah einer der Männer zwei Füße aus den aufgeschütteten Holzspänen herausragen und bald stand der junge Mann wieder in Lebensgröße vor ihnen. Zuerst gab es ein großes Hallo, aber dann lachten alle. Auch der Geschäftsführer musste lachen und verzieh dem Heizer sein Fehlverhalten. Dem tat sein Fehler leid und er versicherte, dass so etwas nicht mehr vorkommen würde.

Ein Kind in der Fabrik

Es kam auch vor, dass Frauen ein Kind in die Fabrik mitbrachten, wenn niemand zuhause war, der sich um das Kind kümmern konnte. Es wurde also in einer großen Schachtel aufbewahrt, kam irgendwann ein Vorgesetzter in den Raum, wurde kurzerhand ein Deckel über die Schachtel gelegt. Das funktionierte recht gut, zum Arbeitsende wurde das Kind wieder mit nach Hause genommen. Der damalige Geschäftsführer war recht kinderlieb und er hätte sicher ein Auge zugeedrückt, wenn er es erfahren hätte. Sein Vorgänger hätte wahrscheinlich schärfer reagiert. Es war sicher nicht die Regel, aber auch nicht die Ausnahme, wenn Arbeiterinnen ihre Kinder einfach mitbrachten. Dazu muss man wissen, dass es im Jahr 1950 noch keinen einzigen Betriebskindergarten gab.

Badoglio-Italiener

In Lindenberger Hutfabriken arbeiteten auch Zwangsarbeiter, die Badoglio-Italiener. Am 12. Juli 1943 wurde Mussolini abgesetzt und Badoglio kam ans Ruder. Er war nicht nur Regierungschef, sondern auch Oberbefehlshaber der italienischen Armee und amerikafreundlich. Im September 1943 proklamierte er dann ganz offiziell, Italien werde aus dem Krieg ausscheiden. Er wollte damit erreichen, dass die fremden Soldaten Italien verlassen. Mit Hitler war das allerdings nicht zu machen, es kam damals zu Kämpfen mit der italienischen Armee, es gab aber auch italienische Verbände, die treu zu den Deutschen hielten. Der größte Teil der italienischen Armee wurde von den Deutschen entwapnet. Plötzlich hatte die deutsche Rüstungsindustrie eine ungeheure Menge an Kupfer zur Verfügung. Warum die Italiener so viel Kupfer gehortet hatten, weiß ich nicht. Im Herbst 1944 wurden die sogenannten Michel-Werke Augsburg ausgebombt und nach Lindenberg verlagert. Im Keller der Hutfabrik Ottmar Reich war die größte Produktion der Michel-Werke untergebracht, ebenso bei Aurel Huber und der Skifabrik Hanser in Scheidegg. Auch bei Gebrüder Wiedemann wurden Räume beschlagnahmt, in denen das Materiallager und die Lohnbuchhaltung eingerichtet wurden. Hergestellt wurden Ausrüstungen für Flugzeuge, vor allem elektrische Teile. Die italienischen Zwangsarbeiter waren hauptsächlich im Gasthaus Bad untergebracht, aber auch im Gebäude der Weizenbrauerei und einige privat.

Ein paar Pfund Hammelfleisch nachgeworfen

Das einzige Kriegserlebnis, das ich hatte, war im Winter 1944. Da flog ein amerikanischer Bomber tief über das Lazarett Ried. Er flog ganz niedrig und wir haben am Motorengeräusch gemerkt, dass etwas nicht stimmt. Ganz offensichtlich wollte er in die Schweiz, was aber wirklich passiert ist, haben wir nicht erfahren.

1945 kamen die Marokkaner nach Lindenberg, sie haben sich immer korrekt verhalten. In der alten Turnhalle beim Bräuhaus haben sie die Tiere geschlachtet, vorwiegend Schafe und Ziegen, und den Abfall kurzerhand unter die Bühne geworfen. Wir Buben waren neugierig und hatten bald Kontakt. Im Überschwang des Siegers hat mir einmal einer in der Kiesgrube, da waren sie auch stationiert, ein paar Pfund Hammelfleisch nachgeworfen. Ich habe das

Fleisch gepackt und bin – ich weiß es noch wie heute – nach Ried gesprungen und habe es meiner Mutter gebracht. Die hat es dreimal gewaschen, weil es von einem Marokkaner war.

Für die französischen Offiziere gab es da, wo heute das Stadion ist, eine kleine Pferderennbahn. Es gab noch kein Gymnasium mit Turnhalle und den Kindergarten nebenan.

Der Bohnen-Zwiesler

Wir im Kreis Lindau hatten ja goldene Zeiten im Vergleich zu anderen Regionen in Deutschland mit russischer Besatzung. Wir machten damals Kompensationsgeschäfte: Wir bekamen die Kohlen direkt aus dem Ruhrgebiet und lieferten dafür Butter und Käse ab. Scherzhafterweise hat man den Kreispräsidenten Zwiesler den Bohnen-Zwiesler genannt, denn er hat es tatsächlich geschafft, zu dieser Zeit echten Bohnenkaffee zu importieren. Er hat sich mit den Franzosen sehr gut verstanden. In den ersten Jahren hat er sicher geschummelt und die Produktionszahlen heruntergerechnet, sodass für die Bevölkerung immer etwas übrig blieb.

Deutsches Wirtschaftswunder

Ein Hauptgrund war die Nachfrage. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde wieder heftig gebaut. Der damalige Wirtschaftsminister Erhard verfolgte die richtige Politik und war ein Glücksfall für Deutschland. Er hat Adenauer immer wieder erklärt: Lasst die Leute machen, sie machen es schon richtig, sie wollen ja vorankommen.

Adenauer hatte immer wieder Angst, wir würden zu viele Schulden machen. Rückblickend gesehen war der Aufschwung für mich ein Wunder und nicht umsonst sprach man damals vom deutschen Wirtschaftswunder. Auch für Lindenberg hatte der Marshallplan direkte Auswirkungen. In der Firma Silesia z. B. waren in den 50er Jahren über 200 Personen beschäftigt. 1951 wurde mit dem Bau der VdK-Siedlung begonnen, 1954 das neue Gymnasium eingeweiht, 1955 war die evangelische Kirche fertig.

Noch eine kleine Anekdote: Es gab einen Heinrich Nordhoff, der Direktor vom Volkswagenwerk war. Konrad Adenauer, der damalige Bundeskanzler, war automatisch sein Chef, denn das Volkswagenwerk war ja ein reiner Staatsbetrieb. Er erklärte also dem Bundeskanzler, wenn wir Geld hätten, dann könnten wir investieren. Wir könnten dann rationell arbeiten und jeden Tag tausend VW Käfer herstellen. Darauf soll Adenauer geantwortet haben: Nordhoff, sind Sie verrückt, wer soll 1000 Autos am Tag kaufen? Tatsächlich sind schon im Jahr 1957 täglich 5000 VW Käfer hergestellt worden.

Als ich 1964 bei der Firma Zirn Heizung-Sanitär-Solar als Buchhalter anfang, war der Arbeitsmarkt leergefegt, jeder konnte eine Arbeit finden. Wir hatten absolute Vollbeschäftigung, bis zur berühmten ersten Ölkrise 1973. Der 26. November 1973 war der erste autofreie Sonntag. Viele Lindenberger gingen auf der Alpenstraße spazieren. Das war der große Einschnitt und dann ging es bergab.

Die Firma Liebherr war für Lindenberg ein Glücksfall, insofern, dass keine große Arbeitslosigkeit entstand. Es war tatsächlich so, dass die Firma Liebherr diejenigen beschäftigte, die aus der Hutfabrik kamen und wieder nach Arbeit suchten.

Die Lindenberger Kinderfeste

Hier in der Au, Austraße 36, war früher der Brinzhof und der hatte auch eine Wirtschaft. Brinz war also Bauer und Gastwirt. Auf diesem Gelände, wo heute die vier Neubauten

stehen, wurde früher das Kinderfest gefeiert. Die Spiele waren denkbar einfach, z. B. Weitsprung und an der Stange hochklettern. Wenn man es weit genug nach oben geschafft hatte, gab es zur Belohnung einen Schübling. Die Stadtkapelle hat gespielt und es wurde sehr aufwändig ein großer Umzug von der Volksschule hierher in die Au abgehalten. Einmal mussten alle Buben mit Seppelhüten ausrücken, einer hatte einen Dackel dabei. Jede Klasse hatte ein bestimmtes Motiv. Diese Feste fanden immer am Wochenende statt. Die Tische waren alle belegt mit trinkfreudigen Männern und es gab natürlich etliche Bierleichen am Abend. Aber sicher ist: Wir Kinder hatten immer unsere Freude daran. Löwenbräu Meckatz war ein großzügiger Spender für die Stadtkapelle und alle freuten sich, dass es Freibier gab.

(aufgenommen im März 2012)

